

Blondheit und Blondheitskult in der deutschen Literatur

von *Erich Biehahn*

Schopenhauer sagt in seiner *Metaphysik der Geschlechtsliebe*, „daß blondes Haar und blaue Augen (inmitten der ganz überwiegend dunkelhaarigen und dunkeläugigen Menschheit) schon eine Spielart, fast eine Abnormität ausmachen, den weißen Mäusen oder wenigstens den Schimmeln analog. In keinem anderen Weltteil sind sie einheimisch, sondern allein in Europa, und offenbar von Skandinavien ausgegangen.“

Seit Schopenhauer diese Sätze schrieb, hat die Ausbreitung der mehr oder minder blonden Bevölkerung Europas zwar weitere gewaltige Fortschritte gemacht, aber nach wie vor bleibt die Tatsache bestehen, daß die Blonden nur einen geringen Prozentsatz der gesamten Menschheit darstellen. Die Blondheit ist und bleibt eine Besonderheit. Es ist daher begreiflich, daß dieser Typus sich schon von alters her einer hohen ästhetischen Wertschätzung erfreute, wovon ja Kunst und Literatur sowie die Launen der Mode Zeugnis ablegen.

Darüber hinaus aber läßt sich feststellen, daß den Blonden seit dem 18. Jahrhundert ein tieferes Interesse entgegengebracht wird, das aus wechselnden geschichtlichen und geistesgeschichtlichen Zusammenhängen stammt und zu Bewertungen führt, die ihnen einen besonderen Nimbus verleihen. Im wesentlichen handelt es sich dabei um eine deutsche Angelegenheit, von den übrigen Nationen ist nur Frankreich stärker beteiligt. Es lassen sich drei aufeinander folgende Epochen unterscheiden, die naturgemäß nicht scharf gegeneinander abzugrenzen sind, sondern sich zeitlich durchdringen und überlagern: 1. eine vaterländisch-deutsch-tümliche, 2. eine romantische, 3. eine heroisierende und zugleich neuromantische. Die Blondheit des Haares und die Blauäugigkeit spielen darin gleichermaßen eine Rolle, doch tritt auch zuweilen die eine der beiden physischen Besonderheiten in den Vordergrund.

Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts finden sich in Deutschland zum ersten Male Züge eines vaterländischen Blondheitskultes, und zwar bei Klopstock und seinen Anhängern. Anlaß dazu gab die bekannte Tacitusstelle, nach welcher für die Germanen blaue Augen und rötlich-blonde Haare kennzeichnend waren. Diese Bemerkung des römischen Historikers hatte bereits im Zeitalter des Humanismus, als eine Handschrift der „Germania“ eben wieder ans Tageslicht gekommen war, einen

gewissen Eindruck gemacht, wie dies z. B. Sebastian Franck in seinem „Germaniae chronicon“ (1538) bezeugt. Er rügt dort nämlich den deutschen „Fürwitz fremder Sitten“ und tut hierbei der modischen Gepflogenheit tadelnd Erwähnung, „aus gelbem, weißem Haar, darum daß es teutsch ist, schwarz, französisch, spaniolisch oder welsch Haare“ machen zu lassen. Eine so ausdrückliche Bewertung der Blondheit als einer nationalen Eigentümlichkeit dürfte zuvor kaum nachweisbar sein.

Aber erst mehr als 200 Jahre später, eben durch Klopstock, erhalten Blondheit und Blauäugigkeit ihre nationale Weihe, und zwar im Zusammenhang mit den vaterländischen Huldigungen, die der Dichter Hermann dem Cherusker darbringt. Denn blaue Augen und blonde Haare verbürgen nach Klopstocks Meinung, jedenfalls in seiner nordwestdeutschen Heimat, die Herkunft von jenem altgermanischen Heldenstamme, sie sind die Kennzeichen echten deutschen Blutes. Sich dessen rühmen zu können, erscheint dem Dichter von „Hermanns Schlacht“ (1769) als nicht geringer Vorzug, wie seine Briefe an Gleim bezeugen. So redet er den Freund einmal mit „Lieber Cherusker“ an und bemerkt dazu: „Denn Sie sind reines Cheruskerblut, wie ich“. Und ein anderes Mal teilt er Gleim mit, er habe „einen nicht kleinen Schrecken“ gehabt, weil ihm gewisse Umstände Zweifel an seiner cheruskischen Abstammung erweckt hätten; und erwähnt er, daß Angelika Kauffmann sich auf seine Bitten als Thusnelda malen werde, so fügt er hinzu: „Ich hoffe, daß Sie wissen, daß Thusnelda blaue Augen hatte“. Äußerungen dieser Art lassen erkennen, welche Bedeutung es hat, wenn Klopstock sein „Vaterlandslied“ (1771) mit den Worten anheben läßt:

Ich bin ein deutsches Mädchen!
 Mein Aug' ist blau und sanft mein Blick,
 Ich hab ein Herz,
 Das edel ist und stolz und gut.
 Ich bin ein deutsches Mädchen!
 Zorn blickt mein blaues Aug' auf den,
 Es haßt mein Herz
 Den, der sein Vaterland verkennt.

Diese Verse stellen wohl die erste dichterische Huldigung dar, die deutschen blauen Augen dargebracht wurde. Sie haben Eindruck gemacht. Nicht nur, daß das Gedicht, mehrfach vertont, bald zu den beliebtesten deutschen Liedern des ausgehenden 18. Jahrhunderts und selbst noch der Biedermeierzeit gehörte, es klang auch sogleich aus Dichtermund ein bedeutungsvolles Echo zurück.

Matthias Claudius war es, der einige Gegenstrophen veröffentlichte, die einem deutschen Jüngling in den Mund gelegt sind und in denen es heißt:

Ich weiß ein deutsches Mädchen.
 Ihr Aug' ist blau und sanft ihr Blick.
 Und gut ihr Herz,
 Und blau, o Hertha, blau ihr Aug!
 Wer nicht stammt vom Thuiskon,
 Der blicke nach dem Mädchen nicht!
 Denn ihres blauen Auges
 Soll sich ein edler Jüngling freun!

Sicherlich ist es auch kein Zufall, daß ein anderer Klopstockjünger, Hölty, an den Mädchen, die er besingt, ohne Ausnahmen blaue Augen und blonde Haare zu preisen weiß. Klopstocks Beispiel folgten auch die Brüder Stolberg, die noch im Alter, noch in ihren Siegesoden aus der Zeit der Befreiungskriege, mit jenen adelnden Eigenschaften freigebig sind. Germania hebt nach der Leipziger Schlacht ihr „großes, blaues Auge“ empor, und den Töchtern Deutschlands, die zur Begrüßung Blüchers herbeieilen, ruft der Odensänger zu:

Sie kommen, eilt, ich höre drommeten! Du
 O Blonde, ring' in Wellen dein Haar, und du
 Mit blauem Blick aus schwarzen Wimpern,
 Winde dich aus der Matrone Händen.

Züge dieser Art fehlen sonst im vaterländischen Schrifttum der Befreiungskriege völlig, aus Gründen, die später verständlich werden dürften. Daß aber seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert die Blondheit auch außerhalb des Klopstockschen Kreises im nationalen Sinne bedeutungsvoll geworden ist, das beweist z. B. der junge Görres, der, als er 1799 auf dem Wege nach Paris ist, die Häufigkeit blonder Haare und blauer Augen bei den Lothringern mit Genugtuung festgestellt und Betrachtungen über die Volkstumsgrenzen daran knüpft. Und in E. T. A. Hoffmanns „Prinzessin Brambilla“ (1819) redet Signor Celionati die im Café Greco versammelten Deutschen schlechtweg mit „Ihr Blondköpfe! Ihr Blauaugen!“ an.

Weitere Belege aus späterer Zeit beizubringen, ist kaum nötig. Nur eine Stimme sei noch angeführt, die aus Österreich herüberklang, als die Heere der deutschen Staaten sich zum Bruderkriege sammelten. In einem „1866“ betitelten Gedicht Moritz Hartmanns heißt es beschwörend:

Leicht gesagt: Nun darauf und dran!
 Deutsche hüben, drüben . . .
 Auge blau und Haare licht,
 Blut von meinem Blute.

Damals, 1866, ist nahezu ein Jahrhundert vergangen, seit Klopstock sein Vaterlandslied dichtete. In diesem Zeitraum aber ist der Blondheit zugleich ein völlig anders geartetes Interesse entgegengebracht worden, das noch stärker zum Ausdruck kommt, als jenes nationale, und das durch den romantischen Zeitgeist so wesentlich gefördert wird, daß man berechtigt ist, von der Epoche eines romantischen Blondheitskultes zu sprechen. Das Bezeichnende ist hier, daß den Blonden bestimmte seelische Eigenschaften zugeschrieben werden, und zwar vornehmlich diejenigen, denen die Romantik ihre besondere Wertschätzung entgegenbringt.

Auch bei diesem Blondheitskult romantischer Färbung weisen die Ursprünge in den Kreis der Klassiker und ihrer Geistesverwandten zurück. Nannten wir eben den Namen Klopstocks, so müssen hier diejenigen Schillers und Goethes vorangestellt werden.

Schiller hatte sich bereits als Eleve der Karlsschule in seinem „Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“ (1780) zu dem Satze bekannt, daß die Seele den Körper bilde, und hatte im Anschluß daran bemerkt: „Eine Physiognomik organischer Teile, z. B. der Figur, . . . der Farbe der Haare usf. ist vielleicht nicht unmöglich“. Damit wäre also, im Sinne der Physiognomik Lavaters, ein gesetzmäßiges Wechselverhältnis zwischen der Haarfarbe und dem Charakter als wahrscheinlich angenommen.

Der Dichter hat dann später in einem Falle, und nur in diesem einen, den Helden einer Ballade in seiner äußeren Erscheinung näher gekennzeichnet, und zwar als Blondem. Es ist Fridolin, der fromme und getreue Knecht, dem sein gestrenger Gebieter mehr denn Engelsreinheit bezeugt.

„Nun ja, ich spreche von dem Blondem“ — das Wort mag, wie es im Gespräch zwischen Robert und dem Grafen fällt, als belanglos erscheinen. Indessen beweist schon der Umstand, daß der Dichter, offenbar um des schwer zu findenden Reimes willen, der Gräfin den in der Quelle nicht überlieferten Namen Kunigonde gab, welchen Wert er auf diese Kennzeichnung legte. Wir dürfen daher behaupten, daß der Blondheit Fridolins eine Bedeutung beizumessen ist, die über das Zufällig-Individuelle hinausgeht, und daß der Dichter, im Sinne der von ihm selbst angedeuteten physiognomischen Möglichkeiten, den seelischen Typus kennzeichnen wollte. Und diese Behauptung erscheint um so begründeter, als Schiller zugleich von der „schwarzen Seele“ Roberts, des tückischen

Verleumders, spricht. Denn eben aus dieser Gegenüberstellung des Blondens und des, wenn auch nur im bildlichen Sinne, Dunklen wird ersichtlich, worauf der Dichter zielt: den Reinen, den Getreuen im Gegensatz zum Verruchten auch äußerlich zu charakterisieren. Und er durfte erwarten, damit verstanden zu werden; denn das Mittel, dessen er sich bedient, bedarf eigentlich keiner physiognomischen Rechtfertigung; es stammt letzten Endes aus der uralten Lichtsymbolik der religiösen Sphäre, und Fridolins blonde Locken sind gewissermaßen die stofflich gewordene Aureole des Heiligen.

Schillers „Gang zum Eisenhammer“ entstand 1797. Zwei Jahre zuvor hatte Goethe „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ veröffentlicht. In diesem Roman nun, und zwar in dem Gespräch über Shakespeares Hamlet, findet sich eine Bemerkung über den Charakter der Blondens, der in diesem Zusammenhange die größte Bedeutung zukommt. Wilhelm vertritt nämlich die Meinung, daß man sich den Dänenprinzen blond und blauäugig vorzustellen habe. Er weist darauf hin, daß er Nordländer ist und fügt dann hinzu: „Paßt nicht auch seine schwankende Melancholie, seine weiche Trauer, seine tätige Unentschlossenheit besser zu einer solchen Gestalt, als wenn Sie sich einen schlanken, braunlockigen Jüngling denken, von dem man mehr Entschlossenheit und Behendigkeit erwartet?“

Der Versuch einer so bündigen Psychologie der Blondens ist sicherlich geeignet, unser Befremden zu erregen. Sind es, so fragen wir, Goethes eigene Erfahrungen, die hier ausgesprochen werden, oder folgt der Dichter dem Vorgange eines anderen?

Bereits der junge Schiller hatte, wie wir sahen, die Haarfarbe in physiognomische Untersuchungen einbeziehen wollen. So steht denn erst recht zu vermuten, daß Goethe, Lavaters langjähriger persönlicher Freund, Bewunderer und Mitarbeiter, hier im Hamletgespräch von physiognomischen Ideen beeinflusst ist. Und in der Tat, Lavater hat blonde und braune Locken, blaue und braune Augen ganz in der gleichen Weise gedeutet, wie es jenes Wort Wilhelm Meisters tut. Im 4. Band der „Physiognomischen Fragmente“ (1778) heißt es z. B.: „Blaue Augen zeugen überhaupt von mehr Schwäche, Weiblichkeit, Weichheit als die braunen und schwarzen. Zwar gibt es unzählige kraftvolle Menschen mit blauen Augen — doch finde ich viel mehr starke, männliche, denkende Menschen mit braunen als mit blauen Augen.“ Und an anderer Stelle des gleichen Bandes: „Weiße, zarte, reine, flache Haare (das Wort blond scheint Lavater nicht zu kennen) zeigen immer eine schwache, feine, reizbare oder vielmehr schreckbare, drückbare Organisation . . . Die wenigste Reizbarkeit ist immer beim kurzen, harten, krausen, schwarzen Haar — die meiste beim flachweißen, zarten, Reizbarkeit nämlich ohne Feder-

kraft.“ Wenn es sich hier auch nur um vereinzelte Bemerkungen handelt, so hat Lavater doch damit zu der Frage Stellung genommen und seinen Anhängern den Weg gewiesen. Es versteht sich von selbst, daß Goethe, der ja sogar den Druck des Lavaterschen Werkes überwacht hat, diese Sätze kannte, und somit besteht wohl kein Zweifel, daß sie im Hamletgespräch nachklingen.

Noch ein anderer, höchst einflußreicher Schriftsteller jener Zeit muß hier genannt werden, dessen gelegentliche Urteile über die Braunen und die Blondes mit denen Lavaters übereinstimmen, nur daß er diese positiver charakterisiert als sein Züricher Landsmann; es ist Rousseau. Während er z. B. heftige und leidenschaftliche Menschen als brünett schildert, findet er in der Brust der Blondes das gefühlvolle Herz, die empfindsame Seele, jene Tugenden also, die er und mit ihm sein Zeitalter über alles schätzen. In den „Confessions“ spricht er von jener „Sanftmut der Züge, durch welche sich Blondines auszuzeichnen pflegen und der mein Herz nie hat widerstehen können.“ Ebendort gibt er von dem Abbé Gâtier folgende schwärmerische Schilderung: „Er war blond, und sein Bart ging ins Rötliche über. Was ihn indessen wahrhaft auszeichnete, war eine gefühlvolle, empfängliche, liebevolle Seele. In seinen großen blauen Augen lag ein Gemisch von Sanftmut, Zärtlichkeit und Trauer, welches bewirkte, daß man ihn nicht ansehen konnte, ohne Teilnahme für ihn zu empfinden“. Ebenso rühmt er an Frau von Warrens „schöne blaue Augen voller Sanftmut“. Zweifellos hat es daher auch seine Bedeutung, wenn Rousseau Julie, die Heldin seines epochemachenden Romans, die ja zugleich das Urbild aller schönen Seelen ist, als Blondine zeichnet¹.

Ähnlich urteilt Kant, wenn er in seinen „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen“ (1764) erklärt: „Bräunliche Farbe und schwarze Augen sind dem Erhabenen, blaue Augen und blonde Farbe dem Schönen näher verwandt“, wobei er den Begriff des Erhabenen durch das Bild eines Gebirges erläutert, „dessen beschneite Gipfel sich über die Wolken erheben“, während er bei dem des Schönen an eine „Aussicht auf blumenreiche Wiesen und Täler mit schlängelnden Bächen“ erinnert.

¹ Wie stark Rousseau mit seinen physiognomischen Ansichten auf seine Leser wirkte, beweist u. a. Ernst Moritz Arndt. Er berichtet: „Ich sah in der Beschreibung, die er (Rousseau) von heftigen und grausamen Menschen macht, mein eigenes Bild und fürchtete in künftigen Tagen eine Tyrannenseele aus mir werden zu sehen; so bange machte er mir mit meinen braunen, dunklen Augen und den Aufwallungen von Ungestüm und Zorn, denen ich sehr unterworfen war.“ P. Meinhold, Arndt (Berlin 1910) S. 9.

Literarisch höchst einflußreiche Persönlichkeiten des ausgehenden 18. Jahrhunderts stimmen also darin überein, daß den Blondem eine andere Seelenverfassung eigen sei als den Braunen. Die lautereren Herzen, die gefühlvollen Seelen finden sich im Zeichen der Blondheit vereint mit den Grüblern und Träumern, den problematischen Naturen — insgesamt also Charaktere, denen eine gewisse Zartheit und Passivität eigen ist und denen sich ihre eigentliche Sphäre in der Kunst und der Religion erschließt: Dichternaturen und Sinnierer, nicht aber kräftig Handelnde, nicht robuste Bezwingler der harten Wirklichkeit, wie ja denn auch Willenskraft und Leidenschaft ausdrücklich den Braunen vorbehalten werden.

Diese Typisierung und Stilisierung hat nun offenbar gegen Ende des 18. Jahrhunderts allgemeine Anerkennung gefunden. Das beweist jedenfalls die Tatsache, daß das Zeitalter der Romantik sie sich völlig zu eigen gemacht hat. Carl Gustav C a r u s , der sich im Geiste der Romantik um die Erforschung „des genauen Bezuges von Leiblichem und Seellichem“ bemüht, spricht es entschiedener noch als Lavater aus: „Helle Haare am Manne deuten auf einen weiblichen Charakter, dunkle auf einen männlichen. Braunes und schwarzes Haar bezeichnet einen aktiven, rotes oder blondes einen passiven“.

Ein treffliches Beispiel dafür bieten J e a n P a u l s „Flegeljahre“ mit den Gestalten der beiden Helden, der Brüder Harnisch. Walt, „der blauäugige Blondin mit aschgrauem Haar und feiner Schnee haut“, ist eine Dichternatur, ein romantischer Träumer und, wie sich versteht, unpraktisch und ungeschickt. Vult dagegen, „der schwarzhaarige, stämmige Spitzbube, der sich mit dem halben Dorf rauft und immer umherschweift“, das ist der derbe Realist, der nichts von Sentimentalität weiß und sich mit gelassenem Humor durch die Welt schlägt.

1827 veröffentlicht der damalige Leutnant Helmuth v. M o l t k e eine Novelle „Die beiden Freunde“, wo ein ungleiches Paar, blond- und braunlockig, mit ähnlichen gegensätzlichen Charakterzügen ausgestattet ist und dem Blondem natürlich die kontemplative Anlage zuteil wird.

Auch ein Franzose ist hier zu nennen: B a l z a c , mit seinem Roman „Un ménage de garçon“. Allerdings hat er die Temperamente vertauscht, er spricht es aber deutlich aus, daß dies gegen die Regel ist. Er sagt nämlich: „Trotz seines blonden Haares und seiner sanften blauen Augen hatte Philipp ein lärmendes, selbstbewußtes Wesen“, und trotz seines „wüsten schwarzen Haares“ erhielt der andere Bruder Gutmütigkeit, Weltfremdheit und künstlerisches Talent als Erbeil.

In nuce veranschaulicht diese Gegensätze ganz vortrefflich ein Gedicht von Friedrich von Sallet, betitelt „Der Blonde und der Braune“. Es lautet:

Lag ein Knab' im Waldesgrund
 In dem weichen Moose,
 Tat in süßen Tönen kund,
 Daß sein Herz von Liebe wund
 Zu der schönen Rose.
 Süß der blonde Knabe sang,
 Doch ihn niemand lohnte;
 Wie die Sehnsucht ihn auch drang,
 Ihr zu nahn war er zu bang,
 Die so herrlich thronte.
 Sieh! ein fröhlicher Gesell,
 Braun von Haar und Wangen,
 Doch die Augen sprühend hell,
 Kommt mit kecken Schritten schnell
 Durch den Wald gegangen.
 Kaum hat er die Ros' erblickt,
 Eilt er, ohne Sorgen,
 Hat den Stengel schnell geknickt,
 An die Lippen ihn gedrückt,
 An die Brust geborgen.
 Süß erschreckend schmiegt sich weich
 Ihm ans Herz die Rose.
 Fort der Braune, wonnig reich;
 Und der Blonde, schmachtend bleich,
 Sitzt und singt im Moose.

So begegnen wir denn auch in Tiecks Novelle „Wunderlichkeiten“ einem jungen Mann, der sich als Hauslehrer versuchen möchte, jedoch auf mancherlei Vorurteile stößt. „Mit meinem Flachskopf“, so muß er sich nach eigenem Geständnis sagen lassen, „mit meiner etwas kindischen Physiognomie, mit meinem linkischen Benehmen könnte ich nun den Leuten vollends gar nicht imponieren, und so hätten mir Söhne und Töchter doch nur auf der Nase gespielt.“ Solcher Charakteristik entspricht es auch, wenn in Gutzkows „Wally“ die Rede ist von dem „blonden bescheidenen Deutschland“, dem man nichts zutraut.

Ja, bescheiden, weltfremd sind sie, diese Blondes, aber, und das hängt damit zusammen, sie sind auch ohne Falsch. Wir sahen ja: Fridolin war blond. Und wie bei Schiller so haben auch bei Kleist die Blondes diesen Nimbus des lauterer und getreuer Herzens. Sein

Varus weiß darum, wenn er dem Cheruskerfürsten die empörten Worte zuruft: „So kann man blondes Haar und blaue Augen haben, und dennoch falsch sein wie ein Punier.“ Und wenn Natalie den Kurfürsten um das Leben des Geliebten anfleht, so versucht sie, den Zorn des strengen Kriegsherrn mit den Worten zu entwaffnen:

O dieser Fehltritt, blond mit blauen Augen,
Den, eh er noch gestammelt hat: ich bitte!
Verzeihung schon vom Boden heben sollte,
Den wirst du nicht mit Füßen von dir weisen!
Den drückst du um die Mutter schon ans Herz,
Die ihn gebar, und rufst: Komm, weine nicht,
Du bist so wert mir, wie die Treue selbst.

Und in dieser Bedeutung, als Ausdruck und Kennzeichen der seelischen Reinheit, finden sich blonde Haare und blaue Augen vor allem bei den Frauengestalten der romantischen Dichtung. Die sanften, opferbereiten Dulderinnen, die reinen Madonnen, deren Liebe Erlösung verheißt, die Botinnen eines überirdischen Lichtreiches — es ist wie selbstverständlich, daß sie als Blondinen gezeichnet werden ².

Das wundersame Kind in Novalis' „Lehrlingen zu Sais“ hat „Löckchen wie lichte Wölkchen, wenn der Abend kommt“, und blau sind die Augen Serpentinias, die dem Studenten Anselmus in Hoffmanns „Goldenem Topf“ die unaussprechliche Seligkeit des Wunderreiches der Poesie verheißt.

In Tiecks „Runenberg“ verfällt der Jäger Christian dem Zauber der schwarzhaarigen dämonischen Herrin des Gebirges, die seine Brust

² Goethes Philine, die Heitere, Leichtsinnige, ist blond und blauäugig. Sie fügt sich also hier nicht ein. Aber im „Götz“ heißt es von Marie: „Ihre süße Seele bildete sich in ihren blauen Augen“, und in den „Wanderjahren“: „Meine Begleiterin war schön, blond, sanftmütig“. Was Fausts Gretchen betrifft, so hat Goethe keinerlei Andeutungen gemacht, daß man sie sich als Blondine vorzustellen habe, und doch ist dies für die Bühne unverbrüchliches Gesetz. Ein Verstoß hiergegen führte in den zwanziger Jahren in Leipzig zu einem Theater-skandal. Wenn Friederike Brion als das Urbild Gretchens anzusehen ist, so hätte dem Dichter in der Tat das Bild einer blauäugigen Blondine vor Augen gestanden. Daß Goethe allerdings dem brünetten Typus den Vorzug gab, läßt sich mehrfach feststellen. Immerhin hat er in Faust II, in der Burghofszene des Helena-Aktes, dem Chor entzückte Bewunderung der „goldgelockten, frischen Bubenschar“ in den Mund gelegt (Vers 9155 f.). — Übrigens hat Wieland einmal eine ganz andere Art von Blondinen geschildert: gesundheitstrotzende Rubensmodelle. In seiner „Republik des Diogenes“ heißt es: „Ich hole mir ungefähr hunderttausend hübsche Mädchen aus Albanien, Iberien und Koldhis zusammen ... lauter große, starke, voll aufgeblühte Dirnen mit langem blondem Haar, blauen Augen, hoher Brust, vollem Busen, runden Hüften, kurz mit allem, was die Kenner zur vollkommenen Schönheit und Gesundheit einer Kindergebärierin fordern.“

mit verderblichen Leidenschaften erfüllt. Aber unten in der Ebene wohnt das einfältige und fromme Kind, dessen Anblick dem Verstörten Rettung und Frieden verspricht. „Sie war“, so heißt es, „schlank und blond, ihr blaues Auge glänzte von der durchdringendsten Sanftheit, ihr Antlitz war wie durchsichtig und in den zartesten Farben blühend“.

Die seelenvolle, unirdisch zarte Liane in Jean Pauls „Titan“ hat „große blaue Augen, die sich in Träume und in ferne, unter Abendröten wiederglänzende Ebenen zu verlieren scheinen“. Der kühnen, leidenschaftlichen Titanide Linda hingegen verleiht der Dichter „zwei große schwarze Augen, mit Feuer gefüllt und mit innigem Ernst auf dem Leben ruhend“.

Ähnlich Hoffmann in seinem „Magnetiseur“: „Ein blaues Auge, das emporblickend sich nach dem zu sehnen schien, was die fernen Wolken verschleiern“, das rühmt Alban an Maria, die er sich zum Opfer erkoren hat — ein satanischer Übermensch, den der Dichter denn auch aus „großen pechschwarzen Augen“ starren läßt.

Hebbel in seinen „Nibelungen“ begnügt sich nicht damit, der Blondheit und Blauäugigkeit Krimhilds Erwähnung zu tun. Sie ist ihm so wichtig, daß er Siegfried eine lyrische Huldigung in den Mund legt:

Ich dank dir, daß du bist,
 Daß du so lächelst, daß du blaue Augen
 Und keine schwarzen hast . . .
 Ja, an einem Morgen,
 Wo alles mailich funkelte, wie heut,
 Hast du die beiden hellsten Tropfen Taus,
 Die an den beiden blausten Glocken hingen,
 Dir weggehascht und trägst seitdem den Himmel
 Zwiefach im Antlitz.

Der Brunhild dagegen gibt Hebbel schwarze Locken, obwohl doch eigentlich die walkürenhafte Männin vom nordischen Isenland den entschiedensten Anspruch auf Blondheit hätte. Allein das Dämonische in Brunhilds Charakter, im Gegensatz zu dem sinnigen, echt weiblichen Wesen der Burgundentochter, das ist es, was die dunklen Haare fordert. Ja, Hebbel will hier eine so strenge Notwendigkeit der Beziehungen zwischen dem Inneren und Äußeren walten lassen, daß er Frigga sagen läßt, Brunhilds Sinn schein ihr so (ins Heitere) verwandelt, daß sie nicht erstaunen würde, „wenn sich auch ihr Wesen verwandelte und wenn sie blonde Locken bekäme statt der schwarzen.“

Auch Wilhelm Jordan hält es wie Hebbel: Krimhild hat „leuchtendes Goldhaar“, Brunhild „Rabenlocken“.

Die Maskenkunst der Bühne, vornehmlich der Opernbühne, charakterisiert ja noch heute mit diesen Mitteln. Die reinen, liebevollen Seelen — nur als Blondinen können sie verkörpert werden: Gretchen, Ophelia, das Kätchen von Heilbronn, Genoveva, Agathe, Senta, Elsa, Elisabeth und selbst die Spanierin Micaela. Aber die Leidenschaft, die Dämonie, die Verruchtheit, das alles verlangt die dunkle Farbe.

Und so hält es auch die romantische Malerei. Wenn Ludwig Richter Genoveva, wenn Schwind die treue Schwester der sieben Raben, die keusche Melusine, das demütige Aschenbrödel malt, so sind es Blondinen.

Erwägungen solcher Art müssen es auch gewesen sein, die Schiller veranlaßten, in seiner „Jungfrau von Orleans“ die auf Johanna bezüglichen Worte Raouls: „Um ihren Nacken in blonden Ringen fiel das Haar“ später zu ändern und „blond“ durch „dunkel“ zu ersetzen. Aber selbst Fontane noch möchte Gesetzmäßigkeiten dieser Art gelten lassen. „Zu blond“, sagt er von einer Schauspielerin, die er für tragische Rollen wenig geeignet findet, „zu blond, nicht bloß von Haar und Teint, auch von Natur und Charakter.“ —

Denn die romantisch empfindende Generation bestrickten blondes Haar und blaue Augen fast mit dem gleichen lyrischen Zauber, wie Waldesrauschen und Mondenschein. „Das krause Haar ein funkelnd Gold“, so schildert Tieck seinen Phantasmus, und begegnet der „Merlin“-Dichter Immermann dem gaukelnden Zuge der „Fabel“, der Verkörperung der dichterischen Phantasie, so wallt „unendlich Goldhaar“ ihr nach. Als „die schönste Frau mit langen goldenen Haaren, mit Augen dunkelblau“ malt Uhland die romantische Dichtung, und für Beethovens „Adelaide“ findet Heine das schwärmerische Wort: „blauäugig schmachtende Wald-einsamkeitstöne“.

Heine ist ja auch unter den romantischen Lyrikern der eigentliche Troubadour der Blondinen.

Und eine Blonde müßt es sein
 Mit Augen sanft wie Mondenschein.
 Denn schlecht bekommen mir am Ende
 Die wild brünetten Sonnenbrände.

Was der todkranke Dichter hier bekennt, das hat er zuvor schon zu ungezählten Malen ausgesprochen: er vergöttert die Blonden. „Deine klaren Veilchenaugen . . .“, „Äuglein wie zwei blaue Sterne,“ „Ein blondgelocktes Heiligenbild . . .“, „Wie gelbe Seide das Lockenhaar, die Augen sanft wie Mondenschein“, „Und jenes blaue Auge dort, so klar wie stille Welle . . .“ — die Galerie seiner blonden Schönheiten ist fast unübersehbar.

Und wie bei Heine so spricht sich auch bei anderen diese Vorliebe für die Blondheit nicht nur in Kunst und Dichtung, sondern oft genug auch im persönlichen Verhalten aus. Immermann bekennt seiner jungen Gattin: „Nie habe ich die Liebe braun gemalt, wie du bist“, und seine Düsseldorfer Freunde sind in der Tat überrascht, daß es nicht eine Blonde ist, die er heimführt.

Selbst Schopenhauer, der, wie wir sahen, die Blondheit vom physiologischen Standpunkt aus recht prosaisch abtut, selbst er bringt ihr privatim eine wunderliche Huldigung dar. Er sagt zu einem jugendlichen Besucher: „Schade, daß Sie keine blauen Augen haben. Blaue Augen sind sehr schön. Wenn Sie blaue Augen gehabt hätten, würde ich Sie in meinem Testament mit einem Legat bedacht haben.“ Auch wenn sich in diesen Worten nur eine ästhetische Wertschätzung aussprechen sollte, so dürfte sie doch nicht unbeeinflusst sein vom romantischen Zeitgeist, dessen Einwirkungen Schopenhauers Philosophie ja bezeugt.

Der junge Storm begegnet dem alten Eichendorff. Da dessen Augen blau sind, versteht es sich fast von selbst, daß Storm findet, es liege darin „die ganze Romantik seiner wunderbar poetischen Welt.“ Ob ihn auch, zum Beispiel, die braunen Augen Brentanos, so schön sie auch sein mochten, mit solcher Spiegelung hätten bezaubern können, darf wohl bezweifelt werden.

Nietzsche noch zielt in seinen antiromantischen Fehderufen auf Züge dieser Art. „Sich nicht durch blaue Augen oder geschwellte Busen verführen lassen“, heißt es im „Willen zur Macht“. „Die Größe der Seele hat nichts Romantisches.“ Und im „Ecce homo“ steht: „Zu fordern, daß alles guter Mensch, Herdentier, blauäugig, wohlwollend, schöne Seele . . . werden solle, hieße dem Dasein seinen großen Charakter nehmen.“

Auch im Bereiche fremdsprachiger Dichtung begegnen wir damals, den Blondenen gegenüber, einer ähnlichen Haltung, vor allem in der französischen Literatur. Es kommt hier dazu, daß dieser Blondheitskultus in Frankreich eine eigentümliche Verbindung eingeht mit der schwärmerischen Bewunderung, die man zwischen 1815 und 1870 jenseits des Rheins Deutschland und der deutschen Kultur entgegenbringt. Es ist ja die Zeit, da Victor Hugo das deutsche Wesen „eine Art ungeheurer wolkenhafter Seele mit Sternen“ nennt und da Dumas von den Deutschen sagt, sie seien die größten Träumer der Welt. Und dieses Deutschland, diese Heimat der Seher und Sänger, der Dichter und Denker, ist das Land der blonden Menschen — ein romantisches Idealbild, das in seinen wesentlichen Zügen durch Frau von Staels Deutschlandbuch und durch Heines Lyrik und Publizistik bestimmt ist. Wenn daher Ary Scheffer ein blondes Gretchen am Spinnrad malt, so ist das mehr

als eine Faust-Illustration, es ist eine Huldigung an das romantische Deutschland, wie sie auch Victor Hugo später noch den Frauen des Nachbarlandes darbringt, wenn er in seinem hymnischen Gedicht „Germania“ von der blonden deutschen Jungfrau spricht, die „eine anbetungswürdige Ähnlichkeit mit den Engeln“ habe. Und Balzac kann, selbst wenn er im „Vetter Pons“ einen deutschen Börsenspekulanten von zweifelhafter Rassereinheit schildert, nicht umhin, der schönen blauen Augen Erwähnung zu tun und der glänzenden Blondheit seines Lockenhaares — soweit es neben dem kahlen Scheitel des Lebemannes noch vorhanden ist.

Und daß damals, in der Blütezeit des deutschen Geistes, auch anderwärts der Deutsche in solcher Verklärung gesehen wurde, mag hier durch den Holländer Multatuli bezeugt werden, der in seinem „Max Havelaar“ unter den Krämerseelen der Amsterdamer Kaffeebörse einen bitterarmen Idealisten erscheinen läßt, von dem es heißt: „Er schien mir etwas von einem Deutschen zu haben. Er war sehr blond und hatte blaue Augen.“ —

Im Jahre 1856 weilte der Kronprinz von Preußen, der nachmalige Kaiser Friedrich, am Hofe Napoleons III. „Der Prinz“, so äußert sich die Kaiserin Eugenie in einem Briefe, „ist ein großer, schöner Mann, schlank, blond, mit strohfarbenem Vollbart, ein Germane, wie ihn Tacitus beschreibt, nicht ohne einen hamletartigen Zug“. Hamlet! Mehr als ein halbes Jahrhundert ist vergangen, seit Goethes Wilhelm Meister dafür hielt, daß die Blondheit des Dänenprinzen seiner problematischen Natur als wesensgemäß zu erachten sei. Weckt noch immer der blonde Scheitel des Germanen die Vorstellung eines kränkelnden Willens? Aber die Kaiserin fährt dann fort: „Das ist eine imponierende Rasse, diese Deutschen. Louis sagt, die Rasse der Zukunft.“

Vierzehn Jahre später schließen die siegreichen deutschen Heere ihren ehernen Ring um die französische Hauptstadt. Frankreich, ratlos und aufs tiefste bestürzt, sieht sich gezwungen, umzudenken über seine deutschen Nachbarn. Im Tagebuch Edmond de Goncourts findet sich unterm 18. Oktober 1870 eine bezeichnende Stelle. Da kommt das Gespräch der niedergeschlagenen Freunde, die im belagerten Paris sitzen, auf den „blonden Menschen“, und es zeigt sich, daß jetzt, im Donner der Schlachten, sein romantischer Nimbus sich verflüchtigt hat. Jetzt erscheint er diesen Franzosen als ein rätselhaftes Wesen, und sie grübeln über „dieses Geschlecht, das in den ältesten Zeiten von der Ostsee gekommen ist, sich in Frankreich, Spanien, Afrika zerstreut hat und weder durch die Breitengrade noch durch die Mischungen mit braunen Rassen verändert worden ist.“

Ein völlig anderer Gesichtspunkt: die Blondheit wird als Rassemerkmal betrachtet! Das war an sich nichts Neues. Hatte doch schon Kant in seiner Anthropologie (1798) als erste der vier von ihm aufgestellten Rassen die der „Hochblonden“ des nördlichen Europa genannt. Von diesen Pariser Literaten aber ist anzunehmen, daß sie sich hier eines erst vor einigen Jahren erschienenen Werkes erinnerten, dessen Tendenz durch die kriegerischen Ereignisse seine Bestätigung zu finden schien. Darin wurden die Germanen in den Mittelpunkt historischer Betrachtungen gestellt, wobei der Rolle, die sie bisher in der Geschichte gespielt hatten und künftig noch zu spielen hätten, die größte Bedeutung beigemessen wurde. Dieses Werk stammte aus der Feder des französischen Grafen Arthur Gobineau und sollte, wie noch zu zeigen sein wird, vor allem in Deutschland Epoche machen. —

Im folgenden Jahre, 1871, bereiste Theodor Fontane nach dem Friedensschluß das besiegte Frankreich, wo noch deutsche Truppen standen. In seinem aus dieser Reise erwachsenen Buche „Aus den Tagen der Okkupation“ (1872) schreibt er gelegentlich einer Begegnung mit dem jüngeren Dumas: „Dies war kein blondlockiger Poet, der den Schein für das Wesen der Dinge nimmt; dies war der Mann, der in die Dunkeltiefen des Herzens blickt und seine Geheimnisse aufschließt“. Auch in Deutschland hält man offenbar nicht mehr viel von der lyrischen Blondheit, die das romantisch empfindende Geschlecht eben noch bezauberte. Sie ist nun, im Sing-Sang der Epigonen, allzu sehr süßliches Klischee geworden.

Das bestätigt auch Heinrich von Treitschke, wenn er in seinem Aufsatz über Ludwig Uhland (1863) sagt: „Seit die fortschreitende Kultur das Haar unserer Mädchen gebräunt hat (!), fällt uns die ausschließliche Begeisterung für blondes Haar und blaue Augen so schwer wie die übermäßige Freude an Rosen und Gelbveiglein.“ Und schon früher hat Gutzkow aus Hamburg geschrieben: „Das Blau des Himmels ist matt und wässerig, wie manche jener Augen, die in der Poesie die blauen Augen in Mißkredit gebracht haben“ („Paris und Frankreich“, 1842).

So sonderbar auch die hier angeführten Gründe sein mögen — daß die frühere Wertschätzung geschwunden ist, läßt sich auch in der Dichtung feststellen. Es kommt hinzu, daß für den entschiedenen Realismus, der jetzt die Literatur beherrscht, blondes oder dunkles Haar, blaue oder braune Augen nichts anderes bedeuten können als individuelle körperliche Eigenschaften, die ohne jede Voreingenommenheit zu vermerken sind, und es beweist recht deutlich, wie weit das Jahrhundert schließlich alle Zauber der Romantik hinter sich gelassen hat, wenn man in Fontanes „Effi Briest“ auf Sätze stößt wie diese: „Eigentlich ist sie nicht

hübsch, Blondine mit großen Vergrößerungsgläsern und etwas lymphatisch“ oder: eine „Blondine mit etwas vorspringenden blöden Augen, die beständig nach etwas zu suchen scheinen“. Auch bei Wilhelm Raabe, von dem eine so schroffe Abkehr freilich nicht zu erwarten ist, findet sich doch der bezeichnende Satz: „Irene war eine Goldblondine, die die Leute ansahen und für sanft hielten“. Die Leute — wohlgerichtet, deren Urteil der Dichter sich offenbar nicht zu eigen macht. Sogar die Marlitt ist modern genug, um den einstigen romantischen Nimbus blonder Locken nicht zu erneuern. Denn obwohl ihre Liane eine „reine, unschuldvolle Mädchenseele“, obwohl sie „blumenhafte Zärtlichkeit“ ist, malt sie sie doch um eine kräftige Schattierung dunkler, als es die gleichnamige Heldin Jean Pauls war. Graf Mainaus „Zweite Frau“ ist rothaarig!

In den Frühwerken realistischer Erzählungskunst lag das noch anders. Wo Tiecks und Jean Pauls Einwirkungen noch zu spüren waren, bezugte auch diese oder jene Gestalt noch das Weiterleben des romantischen Blondheitsbildes. Wir begegneten bereits Immermann, und so ist hier z. B. auch die blonde Lisbeth aus seinem „Münchhausen“ zu nennen, von der der Dichter sagt: „Die Natur hatte an diesem blonden Mädchen ihre Allmacht bewähren wollen. Sie hatte sich in einer Maien- nacht vorgesetzt, durch die Tat zu sprechen: „Sehet da mein Werk! Eure Erziehung ist Stückerlei und Flickerei“.

Und wie eine ländliche Verwandte von Jean Pauls Liane mutet uns die Gestalt des stillen und feinen Kindes an, das Gottfried Kellers Grünem Heinrich das Knabenherz entzündet: Anna mit den goldenen Haaren und blauen Äuglein, des Schulmeisters Tochter.

Aber bei Gutzkow läßt sich dann erkennen, wie sich im Kreise des Jungen Deutschlands die Loslösung von dem romantischen Blondheitsbilde vollzieht. In seiner Erzählung „Die Nihilisten“ (1852) erscheint eine Pfarrerstochter von stiller und sinniger Wesensart, die einzige Vertreterin schlichter Weiblichkeit inmitten mehr oder weniger emanzipierter Damen. Ein Besucher des Pfarrhauses bemerkt jedoch, daß ihre äußere Erscheinung anders sei, als er erwartet: „Sie war nicht blond, sondern brünett, sie hatte nicht blaue sondern braune Augen“ — eine Feststellung, die in dieser Form doch wohl als eine betonte Ablehnung des Gretchenbildes — von Seiten des Dichters — verstanden werden darf.

Das Blondhaar und die schönen blauen Augen fehlen allerdings auch hier nicht, sie finden sich aber an einer selbstbewußten Feuerbachleserin, die als „die persönlich gewordene weibliche Selbständigkeit“ bestaunt wird. Der Dichter selber verrät, aus welcher bis dahin ungewöhnlichen Ideenverbindung diese blonde Gestalt erwachsen ist. „Herta“, so sagt er, „gehörte zu jenem Frauengeschlecht, aus dem einst die Nordlandstöchter

und die Brunhilden aufwachsen“. Dies Wort läßt aufhorchen. Nach dem lyrischen, romantischen Blondheitsbilde kündigt sich ein neues an. Es trägt Züge, die der tatkräftige Wille geprägt hat.

Es ist ja auch in der Tat höchst verwunderlich, daß das romantische Blondheitsbild niemals in Frage gestellt worden ist durch die Erinnerung an die kühnen blonden Erobererscharen der Völkerwanderung und der Wikingerzeit. Einmal nur, wie es scheint, sind in jenen Jahren diese heldischen Schatten von einem Dichter beschworen worden: von Wilhelm Wackernagel, in seinem 1843 veröffentlichten Sonett „Vagina gentium“. Dort heißt es:

Germania, wohnt dir im Eingeweide
Kein Same mehr blondhaariger Barbaren?
Du sitztest da, ein Weib mit grauen Haaren,
Und faltest in dem Schoß die Hände beide.
Hast gänzlich du, Germania, vergessen,
Daß deines Blutes ist der kühne Ferge,
Normannenvolk und Volk der Angelsachsen?

In Deutschland war das damals ein vereinzelter Klang, und so blieb es einem Franzosen vorbehalten, das Germanentum mit Nachdruck in die geforderte Sicht zu rücken und damit zugleich das Charakterbild der Blondnen völlig zu verwandeln. Es war Graf Gobineau.

Es liegt heute ein Odium auf diesem Namen; ist doch die nationalsozialistische „Weltanschauung“ mit ihren finsternen Absurditäten und ihrem wilden Fanatismus aus dem Boden der Gobineauschen Rassen-theorie erwachsen. Das darf uns aber nicht hindern, dem französischen Grafen in diesem Zusammenhang den ihm gebührenden Platz zuzuweisen; denn so einseitig, ja, so verfehlt auch seine lediglich aus dem Prinzip der Rasse entwickelte Geschichtsauffassung ist, Tatsache bleibt, daß er damit, schon lange vor Hitler, auf das geistige und politische Leben Deutschlands nachhaltig eingewirkt hat.

In den Jahren 1852 bis 1855 hatte Gobineau ein vierbändiges Werk veröffentlicht, betitelt: „Essai sur l'inégalité des races humaines“. Es war ein politisches Tendenzwerk, verfaßt von einem Aristokraten, der den Forderungen des immer mächtiger andringenden Liberalismus und Demokratisismus entgegenwirken wollte. Hatte Alexander von Humboldt, ganz im Geiste des Liberalismus, erklärt: „Indem wir die Einheit des Menschengeschlechtes behaupten, widerstreben wir auch jeder unerfreulichen Annahme höherer und niederer Menschenrassen“, so verkündete Gobineau die fundamentale Ungleichheit der Rassen und sah in ihr das entscheidende Moment der weltgeschichtlichen Entwicklung.

Gobineaus Lehre läßt sich kurz dahin zusammenfassen: Eine Geschichte haben nur diejenigen Völker gehabt, die mit der weißen Rasse in enge Berührung gekommen sind. Die letzte und höchste Blüte der weißen Rasse aber stellen die Germanen dar, die seit anderthalb Jahrtausenden am Werk sind, die Welt politisch und kulturell zu gestalten, und deren Verschwinden im allgemeinen „Rassenchaos“ unwiderruflich das Ende jeder höheren Kultur bedeuten würde. Es versteht sich von selbst, daß demnach für Gobineau der Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte ein Ereignis von einzigartiger Bedeutung darstellt.

Er ist daher weit davon entfernt, die Germanen, wie es früher die Regel war, als die Zerstörer der antiken Kultur anzuklagen. Im Gegenteil: das Römertum war rassisch entartet, und die Eroberung des Imperiums durch die jugendfrischen Völker aus dem Norden bedeutete eine segensreiche geschichtliche Fügung. Gobineau schildert in diesem Zusammenhang den degenerierten Römer der Kaiserzeit und fährt dann fort: „Gegenüber diesem verächtlichen Wesen, was war da der Barbar? Ein Mann mit blonden Haaren, weißroter Gesichtsfarbe, breit von Schultern, groß von Gestalt, kraftvoll wie Herakles, verwegen wie Theseus, gewandt, geschmeidig, nichts in der Welt fürchtend und den Tod weniger als alles andere“.

Eine vollständigere Wandlung der Auffassungen ist kaum möglich. Blondheit — hier gilt sie nicht mehr als das Kennzeichen von Hamlets Geistesverwandten, hier gemahnt sie nicht mehr an den lichten Seraph oder an Oberons Elfenreich. Blondheit, Blauäugigkeit, das soll nun Heldensinn und Heldenkraft bedeuten, die große Gesundheit des Leibes und der Seele, die gestaltende Tat.

Nach 1871, als ein bis dahin nicht gekanntes stolzes Nationalbewußtsein den Deutschen die Brust hob, sollte Gobineaus Rassenlehre gerade diesseits des Rheins ihre entschiedensten Anhänger finden. Obwohl der Franzose in seinem Werk die Ansicht vertrat, daß „die Masse des deutschen Volkes für immer ihrer hauptsächlichsten germanischen Elemente beraubt“ sei, mußte der Grundgedanke desselben den nationalen Hochgefühlen doch als willkommene Bestätigung erscheinen.

So waren denn deutsche Gelehrte wie Schemann, Woltmann u. a. bemüht, weitere Argumente für Gobineaus Thesen beizubringen, Blauäugigkeit und Blondheit auch bei hervorragenden Vertretern anderer Völker nachzuweisen und zu dem Lorbeer, den Gobineau in erster Linie den Germanen als den Trägern der nachantiken Geschichte verliehen hatte, auch den der geistesgewaltigen Kulturschöpfer hinzuzufügen. Genug: Name und Bild des Germanen, für den Blondheit und Blauäugigkeit als

körperliche Besonderheiten sich von selbst verstanden, waren fortan umwoben von dem Glanz einer erhebenden nationalen Romantik.

Daß Richard Wagner Gobineau begeistert zustimmte, ist begreiflich. Hatte er doch in seinem „Ring des Nibelungen“ die Welt der nordisch-germanischen Götter und Helden in mächtigen dramatischen Szenen wiedererstehen lassen und die Gestalt des blonden Siegfried, der seit den Befreiungskriegen mehr und mehr zum mythischen Nationalheros der Deutschen geworden war, in einzigartiger Weise verherrlicht.

Nietzsche dagegen stand der Lehre Gobineaus mit entschiedener Ablehnung gegenüber. Er notierte sich als Maxime: „Mit keinem Menschen umgehen, der an dem verlogenen Rassenschwindel Anteil hat.“ Andererseits war er es, der Verkünder des Amoralismus, der dem Bilde des von Kraft und Gesundheit strotzenden Germanen einen für ihn selbst bezeichnenden Zug hinzufügte: „die Unschuld des Raubtiergewissens.“

In seiner „Genealogie der Moral“ (1887) schildert Nietzsche den frühgeschichtlichen Adel. Diese Vornehmen, untereinander durch Sitte, Eifersucht usw. in Schranken gehalten, „sie sind nach außen hin, wo das Fremde beginnt, nicht viel besser als losgelassene Raubtiere.“ Dies ist der Zusammenhang, in dem das berühmt gewordene Wort von der „prachtvollen, nach Beute und Sieg lüstern schweifenden blonden Bestie“ fällt — ein grell schmetternder Fanfarenstoß, ein herausfordernder Hohn auf all' die blonden Madonnenscheitel der Romantik; denn Nietzsche war sich ja, wie wir sahen, sehr wohl bewußt, welchen gefühlvollen Kult die vorangegangene Generation der Blondheit gewidmet hatte, und es ist durchaus anzunehmen, daß er hier, auch im Ausdruck, den schneidendsten Widerspruch suchte.

Drei Jahre nach Nietzsches Genealogie der Moral, im Jahre 1890, erschien jenes merkwürdige anonyme Buch, das sich „Rembrandt als Erzieher“ nannte und dessen Kulturkritik, dessen Forderungen und Verkündigungen damals außerordentliches Aufsehen hervorriefen. Der Verfasser, der Holste Julius Langbehn, nahm darin den Kampf auf gegen die unechten Werte in Kunst und Geistesleben und wollte zugleich den Weg weisen zur Erneuerung der deutschen Kultur. Besondere Hoffnungen setzte er auf das Volkstum Niedersachsens, von dem er rühmend sagt: „Rötlich strahlende Wangen, in denen das Blut feurig kreist, werden von einem hoch- und goldblonden Barte umrahmt; die lichte Natur Siegfrieds scheint sich in ihnen mit dem stürmischen, volkstümlichen Charakter Luthers zu paaren. Es ist der apollinische Typus, ins Niederdeutsche übersetzt; und also der Typus der Jugend; und also der der deutschen Zukunft.“ Auch fordert Langbehn bereits, daß Geschichte als Rassen- geschichte geschrieben werde, und ruft, von dieser Idee begeistert, den

Historikern das Wort zu: „Eine blonde Locke kann unter Umständen ganze Folianten umwerfen“. Gobineaus Einfluß ist, neben dem Nietzsches, unverkennbar.

Solche Huldigungen an das blonde Germanentum fanden damals in weiten Kreisen Deutschlands ihren Widerhall. Das bezeugt z. B. jener märkische Dorfkantor, dessen Gestalt *F o n t a n e* in „*Effi Briest*“ zeichnet. „Reine Germanen, von denen wir alle abstammen“, betont Kantor Jahnke bei einer Erörterung der Frühgeschichte Rügens. Die Bewohner Skandi-naviens weiß er als die echteren Vertreter des Germanentums nicht hoch genug zu preisen, und als ihm eine blonde und blauäugige dänische Schönheit geschildert wird, versteigt er sich sogar zu der Bemerkung: „Ja, so sind sie, rein germanisch, viel deutscher als die Deutschen“.

Allerdings muß hier dahingestellt bleiben, ob Jahnkes Bewunderung des Germanentums durch Gobineau inspiriert worden ist oder ob sie nicht eher auf die Lektüre eines deutschen Autors zurückzuführen ist, der damals, als Historiker und mehr noch als Dichter, im gleichen Sinne und mit größtem Erfolg wirkte. Das war *F e l i x D a h n*. In der langen Reihe seiner Romane, in Epen und Balladen verherrlichte er ohne Ermüden die Taten der germanischen Stämme und ihrer Helden, und in welchem Maße er damit vor allem die Jugend zu begeistern vermochte, bezeugt kein Geringerer als *G e r h a r t H a u p t m a n n*. Als Sechzehnjähriger, so berichtet der Dichter selbst in seinen Jugenderinnerungen, trat er einer „Blutsbrüderschaft“ bei, deren jugendliche Mitglieder, durch die Lektüre Dahns entflammt, sich mit einem Gelübde verpflichteten, nur ein blondes und blauäugiges Mädchen zu heiraten.

Daß auch die eigentliche Jugendliteratur das Ihre tat, das Germanentum zu feiern, versteht sich von selbst. Es sei hier nur ein Satz aus einem immer wieder aufgelegten Buche angeführt, aus *O. F. W e i n l a n d s* „*Rulaman*“ (1876), — ein Satz, der gewiß dazu angetan war, die Idee der Blondheit als des Wahrzeichens eines auserwählten Volkes den jugendlichen Lesern ins Herz zu prägen. Die Geschichte spielt unter den steinzeitlichen Bewohnern der Schwäbischen Alb. Als sie am Ende durch die eingedrungenen Kelten vernichtet worden sind, ruft die letzte Überlebende, die uralte Parre, den Siegern die prophetischen Worte zu: „Ein Volk wird kommen von Morgen her, das wahre Volk der Sonne. Golden werden die Haare flattern um ihre Häupter, wie Sonnenstrahlen, und blau wird ihr Auge glänzen, wie der Himmel im Sommer“. Derselbe Verfasser läßt sogar in einer Erzählung aus der germanischen Frühzeit („*Kuning Hartfest*“) den greisen Ariovist als unerbittlichen Hüter blonder Rassereinheit auftreten. Der Suebenkönig verlangt von seiner Enkelin

den feierlichen Schwur, daß sie jedes dunkelhaarige Kind ihres Schoßes töten werde. —

Kurz vor der Jahrhundertwende war es der dem Kreise Richard Wagners nahestehende Houston Stewart Chamberlain, ein gebürtiger Engländer, in dem Gobineaus Lehre von der geschichtlichen Sendung des Germanentums ihren erfolgreichsten Apostel fand. Seine „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ (1899) gehörten zu den meistgelesenen Büchern jener Jahre. Der Blondheit maß Chamberlain allerdings keine wesentliche Bedeutung bei, ja, er wollte nicht einmal schwarzes Haar als Einwand gegen germanische Rassereinheit gelten lassen. Nachdem er so jedes echte Kriterium entwertet hatte, fiel es ihm freilich nicht schwer, so viele europäische Geistesheroen der letzten tausend Jahre für das Germanentum in Anspruch zu nehmen. Aber eben dadurch trug Chamberlain auch wieder dazu bei, den Nimbus der Blonden zu mehren; denn „germanisch“ und „blond“ sind in der Vorstellung kaum zu scheiden.

So legte denn auch Ludwig Woltmann, der ebenfalls von Gobineau ausging, in seinen Untersuchungen über „Die Germanen in Frankreich“ (1907) und „Die Germanen und die Renaissance in Italien“ (1905) alles Gewicht darauf, bei den großen Männern dieser Länder blaue Augen und blonde Haare nachweisen zu können, wobei er allerdings außer acht ließ, daß antike Schriftsteller diesen Typus auch bei den Kelten festgestellt hatten. Selbst in einem so völlig klaren Falle wie dem des Bretonen Ernest Renan genügte Woltmann eine dem Knaben abgeschnittene blonde Locke, um ihn zu den Germanen zu zählen³.

Woltmann gründete auch, um der Gobineauschen Rassentheorie in der Praxis des politischen Lebens Geltung zu verschaffen, eine eigene Monatschrift, die „Politisch-anthropologische Revue“ (1902). Sie war, wie nicht anders zu erwarten, ultrakonservativ und unterstützte die Bestrebungen der Alldeutschen.

³ Eine paradoxe Situation mußte sich allerdings ergeben, wenn der Blick auf die Skandinavier gerichtet wurde. Schon Fontanes Kantor Jahnke hatte sich naiv dazu geäußert. Es war nur logisch, wenn jene blonderen Völker sich den Deutschen als die rassisch überlegenen darstellten. Ihnen gegenüber konnten Minderwertigkeitsgefühle kaum ausbleiben. Tatsächlich hat es auch ein „Rassepolitiker“, Heinrich Driesmans, vermocht, die Frage aufzuwerfen, „ob der mächtige, anscheinend ganz unmotiviert großartige Aufschwung der geistigen Kräfte im Deutschland des 18. Jahrhunderts nicht etwa auf den (durch den Dreißigjährigen Krieg bewirkten) skandinavischen Blutzusatz zurückzuführen“ sei (Das Keltentum in der Europäischen Blutmischung, Jena 1900, S. 234) — ein Beispiel dafür, welche abenteuerlichen Konstruktionen im Zeichen der Blondheitsfascination zu Tage treten konnten. Es hätte dem Verfasser nicht schwer fallen können, festzustellen, daß in der großen Epoche unserer Literatur nur in einem einzigen Falle schwedische Ahnen nachweisbar sind, nämlich bei Matthisson. Diejenigen Fichtes, Immermanns, Dahlmanns und wohl auch Arndts sind legendar.

Es ist hier nicht nötig, auf das weitere Schrifttum dieser Gattung einzugehen. So wenig auch die meisten dieser Publikationen strenger wissenschaftlicher Kritik standzuhalten vermochten, auf jeden Fall waren sie, ihrer ganzen Tendenz nach, dazu geeignet, die nationalen Hochgefühle des imperialistischen Zeitalters bei den Deutschen noch stärker zu entfachen. Die Blondenen waren in einen bevorzugten Rang erhoben, sie erschienen als Edeling. Ein Idealbild des Germanentums war aufgerichtet, in dem sich Siegfrieds Heldenkraft und Leibesschöne vereinten mit hohem Ethos und schöpferischen Tugenden jeder Art⁴.

Dieses Bild war, wie gezeigt wurde, aus ganz anderen Zusammenhängen erwachsen, als das der romantischen Ahnen. Und doch sollten auch von jener Generation, deren geistige Welt die Enkel fast vergessen hatten, jetzt neue Einwirkungen ausgehen. War doch inmitten des Naturalismus, der Kunst und Literatur beherrschte, eine neue Romantik erblüht, als deren Wegbereiter Böcklin und Gerhart Hauptmann gefeiert wurden.

Die Jahrhundertwende war eine Zeit vieler Hoffnungen. Überall regten sich Kräfte, um den Materialismus und die Stillosigkeit der letzten Jahrzehnte zu überwinden, und fast auf allen Lebensgebieten traten reformatorische Ideen zutage. Es war gewiß kein Zufall, daß die Kunst, wo sie dem Sehnen und Hoffen der Zeit sinnbildlichen Ausdruck zu geben versuchte, mit Vorliebe den blonden Typus wählte und ihn zu symbolhafter Bedeutsamkeit erhöhte.

Schon der „Rembrandt-Deutsche“ hatte ja das goldblonde Haar und die vollblütig strahlenden Wangen als Gleichnis und Verheißung einer neuen Morgenröte des deutschen Geistes gedeutet. Jetzt lebte in der Neuroromantik auch der Blondheitskult der romantischen Ahnen wieder auf; aber dem lyrischen Element gesellte sich die Sehnsucht nach einer neuen Gesundheit, nach rassischer Erneuerung, die sich blonde Edelgestalten als Hoffnungsziel erwählte. Es sei hier etwa an den Maler Fidus erinnert, der, wenn er auch nicht zu den führenden Künstlern der Zeit gehörte, doch mit seinen hellhaarigen Naturkindern auf eine große Gemeinde gewirkt hat. Und wenn das wieder erwachte Verlangen nach religiöser Vertiefung sich einem undogmatisch empfundenen Heilandsbilde zuwandte, so war es gewiß bedeutsam, daß ein Künstler wie Max

⁴ Daß es damals schon Bestrebungen gab, dies Ideal zu verwirklichen, beweist u. a. Nietzsches Schwager Bernhard Förster, der den Plan faßte, in Paraguay (!) eine Kolonie reinen Germanentums zu gründen und sich tatsächlich im Jahre 1887 mit einer Schar Gleichgesinnter dort niederließ. — Wie sehr es in gewissen Kreisen als auszeichnend galt, germanisches Blutes zu sein, zeigt auch ein Beitrag in dem kurzlebigen alldeutschen Organ „Die Zeitschrift“ (1911). Da damals bereits zwischen dem deutschen und dem englischen Volke feindselige Spannungen bestanden, ließ es sich ein Mitarbeiter angelegen sein nachzuweisen, daß die Engländer überwiegend Kelten seien. Das sollte natürlich als Abwertung verstanden werden.

Klinger, aus dessen grüblerischen Werken so viel von der Problematik jener Epoche zu uns spricht, Christus stets in lichtester Blondheit darstellte.

Und wiederum: als Gerhart Hauptmann in seiner „Versunkenen Glocke“ einen erschütternden Konflikt seines persönlichen Lebens in das Gewand eines romantischen Mächendramas kleidete, da ließ er sein Rautendelein, diese Verkörperung der verjüngenden reinen Natur, im Schmucke „gülden“ Haares prangen. Heinrich aber, der um sein Werk ringende Glockengießer, hat blaue „Balderaugen“. Auch dem Helden des Romans „Die Insel der Großen Mutter“, dem jugendlich strahlenden Phaon, sind vom Dichter „ockergelbes“ Haar und leuchtende Blauaugen verliehen worden. Daß sich Hauptmann aber auch für gewisse gewagte Behauptungen der Gobineaujünger hat einnehmen lassen, beweist eine Stelle seines Dramas „Gabriel Schillings Flucht“, wo er Mäurer sagen läßt, nach Ansicht seines Freundes Rasmussen sei es klar, „daß die Griechen, genau wie wir, langschädelige, blonde Kerle“ gewesen seien.

Doch auch eine so selbstherrliche Persönlichkeit wie Stephan George ist von diesen Strömungen nicht unbeeinflusst geblieben. „Das Edelste ging euch verloren: Blut“, so läßt er den aus dem Römergrabe erstandenen Schatten den Nachgeborenen zurufen. Einer materialistischen Zeit, die in Gefahr ist, im Hochgefühl ihrer technischen und wirtschaftlichen Triumphe das Bewußtsein der geheimnisvollen Urgründe alles Daseins zu verlieren, dieser seiner Zeit hält er immer wieder das Bild des ursprünglichen, starken Lebens entgegen, wie z. B. in dem Gedicht „Die Kindheit des Helden“, in dem er die Gestalt eines blonden jugendlichen Heros von sieghafter Reinheit schildert.

Ungelehrt erschallt sein klares
Singen durch die Wüsteneien,
Spielt zum Jauchzen der Schalmeien,
Flattern seines hellen Haares.
Von dem Bad in eisiger Quelle,
Von der Rast in sonniger Flur
Ist er ganz vom Braun der Felle.
Nur sein Aug ist von Azur.

Ausdrücklicher noch ist die Huldigung, die George in der „An die Kinder des Meeres“ betitelten Gedichtfolge der blonden Rasse darbringt mit den Versen, in denen es von einem jungen friesischen Seefahrer heißt:

Daß das geweihte Blut der Lichtgehaarten
Noch pulst in süß unsinnigem Verschwenden.

Dem tragischen Untergange germanischer Eroberervölker widmet der

Dichter monumentale Verse der Klage, die er in die Worte ausklingen läßt:

Hellhaarige Schaar! wißt, daß eur eigener Gott
Meist kurz vorm Siege meuchlings euch durchbohrt.

Dies Völkerwanderungsschicksal war es, das dann in der Zeit der tiefen deutschen Not nach dem ersten Weltkriege dem Dichter Ernst Bertram, dem Schüler Georges, ergreifende Bilder lieh, wenn er dem deutschen Verhängnis als Seher und Mahner eine Deutung zu geben suchte. So wenn es in seinem „Nornenbuch“ heißt:

Süden ist Tod . . .
Opfert das blaue Aug, das helle Herz —
Zieht hin, zieht hin . . .

Oder

Höchstes Gesetz dir, Volk in Weizenhaaren,
Verhängt von Gott: du sollst dich nicht bewahren.

Und an anderer Stelle:

O unserer Kinder Haar: o weiland Weizen,
Du leicht gewelltes Korn ob blauender Flut,
Was mußst du dunkeln unter welcher Schuld?
Wer durfte wandeln dich zu Aschensaat?
Wie losch so heiliges Gold?

Und mit gesteigertem Pathos:

Unzucht ist schwarzes herrschend über blaues Aug,
Und Schmach, wann Erdgesträhne sich aus Sonngespinst
Die Krone reißt, wann brauner Mägdestolz
Des Nordens weiße Enkelin zur Asche weist.

So klingen bei Ernst Bertram aus tieferem, aus erschütterndem nationalem Erleben Töne wieder an, wie sie einst im Kreise Klopstocks bescheiden angeschlagen wurden. Andererseits bezeugt Gerhart Hauptmanns Rautendelein, daß Hoffmanns Serpentina und Immermanns blonde Lisbeth nicht vergessen sind. Und wenn in einer Erzählung Jakob Wassermanns ein Freundespaar auftritt, der eine blond, schmal und schüchtern, ein Poet, der andere rotbäckig, stämmig, brünett, ein unternehmungslustiger Querkopf, so wissen wir: schon vor hundert Jahren ist dieses Paar durch die deutsche Literatur gewandert. Und jene echte Berlinerin, der wir in einem Roman Hans Falladas („Kleiner Mann — was nun?“) begegnen und die im Streit in die Worte ausbricht: „Du blonde, blauäugige Lügnerin“ — sie ruft die Worte in Erinnerung, mit denen einst Kleists Varus den blonden Cheruskerfürsten des Verrates beschuldigte.

So lebt trotz aller Wandlungen des Blondheitsbildes auch Ältestes noch immer fort.

Schließlich ist hier noch **Thomas Mann** zu nennen. Auch von diesem Dichter, der allerdings für die Rassenlehre Gobineaus kaum etwas übrig haben konnte, es sei denn Ironie — auch von ihm ist den Blonden eine Huldigung dargebracht worden, so feurig und so innig zugleich, wie nur wenige sonst. Er legt sie Tonio Kröger in den Mund, den er bekennen läßt: „Meine tiefste Liebe gehört den Blonden und Blauäugigen, den hellen Lebendigen, den Glücklichen, Liebenswürdigen“. Wenn Wilhelm Meister der Ansicht war, daß ein Charakter wie derjenige Hamlets am ehesten der Wesensart der Blonden entspreche, so ist hier Thomas Manns problematischer Held, der ja auch den Namen des Dänenprinzen bedeutungsvoll ausspricht, brünett, und mit neidvoller Bewunderung blickt er empor zu „dieser lichten, stahlblauäugigen und blondhaarigen Art, die eine Vorstellung von Reinheit, Ungetrübtheit, Heiterkeit und einer zugleich stolzen und schlichten, unberührbaren Sprödigkeit hervorruft.

Mit den zuletzt angeführten Dichtern ist diese Darstellung bis in die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts gelangt. Sie sei hier abgeschlossen. Es gibt allerdings noch ein weiteres Kapitel, aber dies hat der Nationalsozialismus geschrieben. Es gehört nicht mehr hierher.⁵

⁵ Es ist begreiflich, daß nicht jeder Schriftsteller den Nimbus der Blonden anerkannt oder ihn auch nur beachtet hat. Auch an Spott, ja an Hohn hat es

nicht gefehlt. — So schreibt George Forster in seinen „Ansichten vom Niederrhein“ (1791—93) über die Bevölkerung der Aachener Gegend: „Das feuchte Klima, die stete Anstrengung beim Ackerbau, vielleicht auch das ursprüngliche Temperament des blonden niederdeutschen Blutes macht sie phlegmatisch, gleichgültig, ungesellig, störrisch.“ Und ein halbes Jahrhundert später findet sich in Levin Schückings „Ritterbürtigen“ der Satz: „Sein Gesicht glich einem jener vielen runden Blondköpfe, denen man im Leben begegnet und deren Ausdruck flache Unbedeutendheit ist.“ — Wenn es in Liliencrons Gedicht „Feudal“ heißt: „Ich liebe Dich, Ollegaard, weil du kein Blondhaar hast, kein weißbrotes Gesicht“, so mag sich diese betonte Huldigung an eine Brünette aus der Tatsache erklären, daß dieser Typus unter lauter Blonden den höheren Reiz besitzt. — Ganz anders Nietzsche. Bei dem vereinsamten Denker ist es der, zuletzt pathologisch gesteigerte Haß gegen das deutsche Wesen, der zum Ausdruck kommt, wenn es im „Willen zur Macht“ (I. Aph. 49) heißt: „Welche Wohltat ist ein Jude unter Deutschen! Wie viel Stumpfheit, wie flächsern der Kopf, wie blau das Auge ...“ Ähnlich der Revolutionär Oskar Panizza: „... darfst diese Larven mit den wasserblauen Augen verachten ...“ Aber auch Toni Buddenbrook liebt blaue Augen nicht, jedenfalls nicht die des Herrn Grünlich. Sie findet, sie seien „so blau wie die einer Gans“. — Endlich Ludwig Thoma im Münchener „Simplicissimus“. „Fad und blond wie Sauerkraut“ heißt es da einmal von der Gemahlin eines Königs Heinrich, die denn auch der brünetten Zofe weichen muß. Man darf hier übrigens fragen, ob dies nur der übliche Hohn des Satirikers ist oder ob in dem Urbajuwaren Thoma noch die Erinnerung an den Münchener Historiker Pallhausen lebte, der die These vertreten hatte, daß die Bayern keine Germanen, sondern (brünette) Kelten seien.

Es sei hinzugefügt, daß seit Ende des 18. Jahrhunderts für die Blonden, und zwar in erster Linie für diejenigen masculini generis, der nicht eben Respekt bezeugende Ausdruck „Sammelköpfe“ gebräuchlich war, was sich wohl aus der oben belegten Auffassung erklärt, daß es ihnen an eigentlich männlichen Tugenden fehle. Da das Grimmsche Wörterbuch hierfür nur einen Berliner Beleg aus späterer Zeit bringt, seien hier zwei frühere angeführt. Goethe erzählte Eckermann, daß er einmal die jungen gothaischen Prinzen mit „Ihr Semmelköpfe“ angedredet habe, was sie ihm nie vergessen hätten. Und Rebecka Mendelssohn, die in einem Briefe aus Franzensbad vom 16. Juli 1836 den österreichischen Adel als „verzweifelt hübsch“ rühmt, fügt hinzu, „ganz anders als die Berliner Semmel“ (Sebastian Hensel, Die Familie Mendelssohn 1729 bis 1847). Schließlich noch Fontane. Er fand in Dänemark u. a. einen Typus von „semmelblonden Schlafgesichter“ (1864. Zitiert nach Marohl, Fontanes unbekanntes Wandern, Berlin 1963, S. 177).